Das Fest der Jugend

DES
GARTENS DER ERKENNTNIS
ERSTER TEIL
UND DIE
JUGENDGEDICHTE

VON

LEOPOLD ANDRIAN

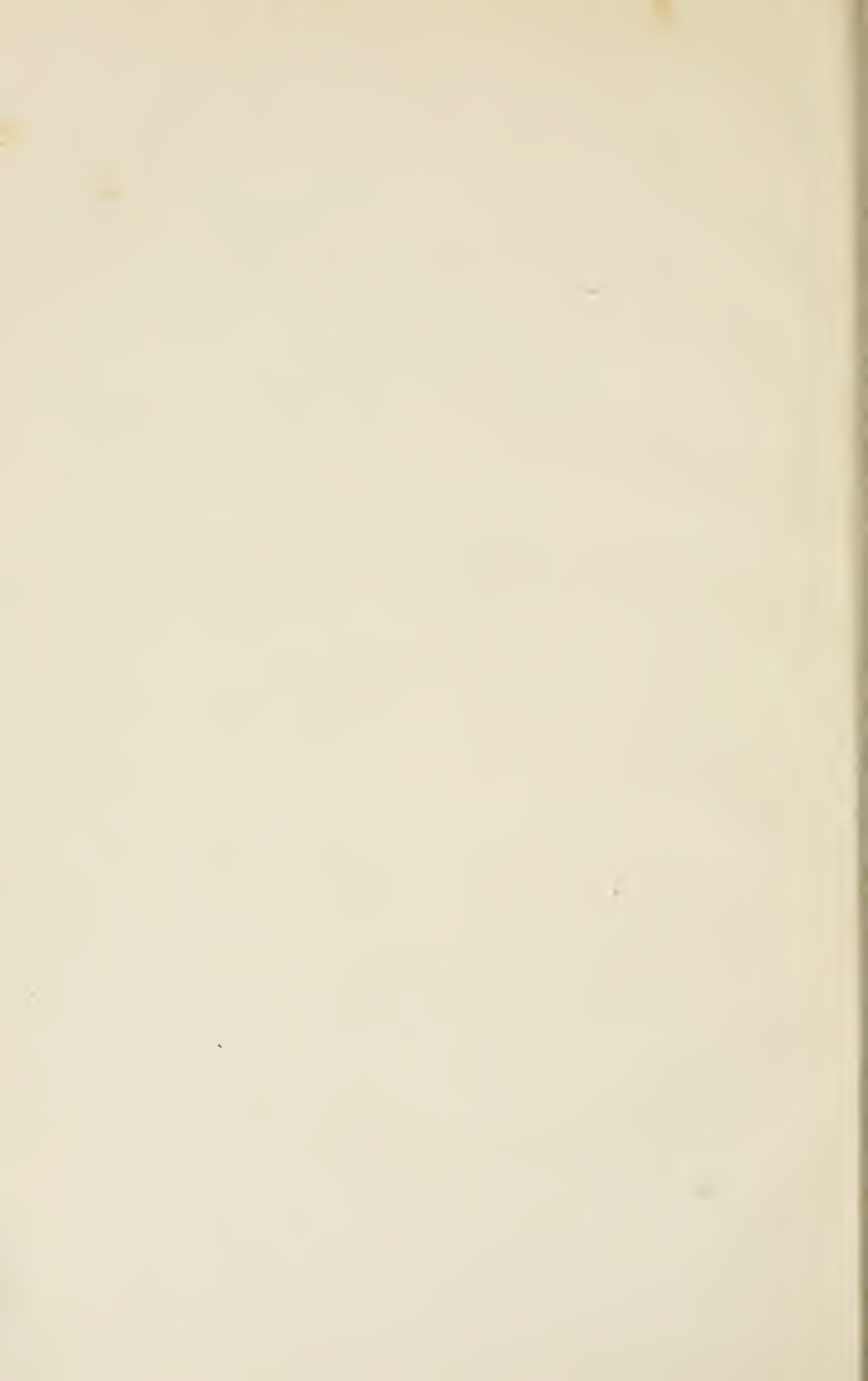












DAS FEST DER JUGEND

DES

GARTENS DER ERKENNTNIS ERSTER TEIL

UND DIE

JUGENDGEDICHTE

VON

LEOPOLD ANDRIAN

1919

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Vierte und fünfte Auflage.

VORREDE ZUR VIERTEN AUFLAGE

Vor fünfundzwanzig Jahren schrieb dieses kleine Buch ein Jüngling in der flüchtigen Stunde, als er die Schwelle vom Ephebenalter zur Mannesjugend überschritt und die beherrschenden Mächte seines Lebens, gleichsam fleischgeworden, schaute. Bisher, da, ohne bewufst zu schaffen, er traumhaft nur Gutes und Böses empfing, hatten sie, durch geheime Wesensverwandtschaft tief mit ihm verbunden, unablässig am Knaben gemodelt, dem es bestimmt war, als Mann mit ihnen und für sie zu ringen. Jetzt wurde er ihrer als wirkender Wesen bewufst, und sah sie körperlich und losgelöst von seinem Leben sich aneinanderreihen, in der Art von Figuren auf frühen Gemälden, bestimmt und greifbar, aber in der unerfahrenen Perspective seiner neunzehn Jahre. Er erkannte sie, beseeligt, wie sie hintereinander auftauchten und immer klarer wurden, als unvergleichbar wunderreich für ihn und ihm unlösbar zugehörig: den Genius der Freundschaft, das Narcissusbild der Jugend, die dämonischen Schatten der Erkenntnis und der fremdartigen Schönheit, die allein seinem Leben Glück zu bringen bestimmt waren, sein seltsames, vielverratenes, schmerzlich geliebtes österreichisches Vaterland, und dann etwas abseits von den anderen Gestalten, entfernter, gleichsam als Hintergrund, fast nur wie ein juwelengeschmücktes Ornament, der Umrifs der grofsen Kirche seiner Väter, so dafs noch einmal durch den Mund eines erdenverstrickten Kindes das Wort bezeugt werden konnte: „Mit riesigem Geschmeide hat ER mich geschmückt.“

So körperlich, wie am Ende der Ephebenzeit, werden die Mächte, die unser Leben umthronen, wohl nur einmal noch, und dann freilich in anderer Perspective und mit ganz anderen Gröfsenmafsen, in unserer Todesstunde uns erscheinen! Auch dies

ahnte der Jüngling an der Schwelle des neuen Lebens, entzückend durchschauerte ihn das Bewufstsein der Einzigartigkeit und Vergänglichkeit seiner feierlichen Vision und in seinen Gedanken empfing das Abbild, das sich von ihr loslöste, fast mit Nothwendigkeit den Namen „das Fest der Jugend".

Aber noch während seine Finger an der Maske, die sie modelten, hingen, war ihm nach flüchtigster Dauer die unbeschreibbare Übergangsstunde zwischen zwei Lebensaltern vergangen. Die erste Mannheit war in ihm gereift, aus dem Empfangenden, Schauenden war ein Strebender, Ergründender und Zwecksetzender geworden, dessen erste Handlung sein mufste, der Erscheinung, die er gestern in reiner Bewunderung nachzubilden versuchte, eine Deutung zu geben. In das fast schon fertige Bildwerk brachte er Züge anderer Wesenheit hinein, das Büchlein verlor den Namen, unter dem es entstanden war und empfing vom Lichte, das dem Verfasser in den ersten Tagen seiner neuen Lebensphase alle übrigen zu verdunkeln schien, das Merkwort: „der Garten der Erkenntnis". Möge es jetzt, wo es zum vierten Male unter Menschen geht, als eigensten Namen den führen, der ihm zuerst gegeben ward und der allein seinem Wesen völlig entspricht.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der schwache Schein der eben erwachenden neuen Zeit erhellt ungütig und ungewifs die Spuren des Jahrhundertsturms, der mit ihr den ergrauenden Dichter und seine Ideale traf. Die bezaubernde Gestalt seines österreichischen Vaterlandes, dem seine Jugend zujubelte, liegt entseelt und ihrem zeitlichen Dasein nach vernichtet, noch im Tode beschimpft und besudelt, verlassen am Boden. Der reine, gütige Enkel der Cäsaren, der Träger

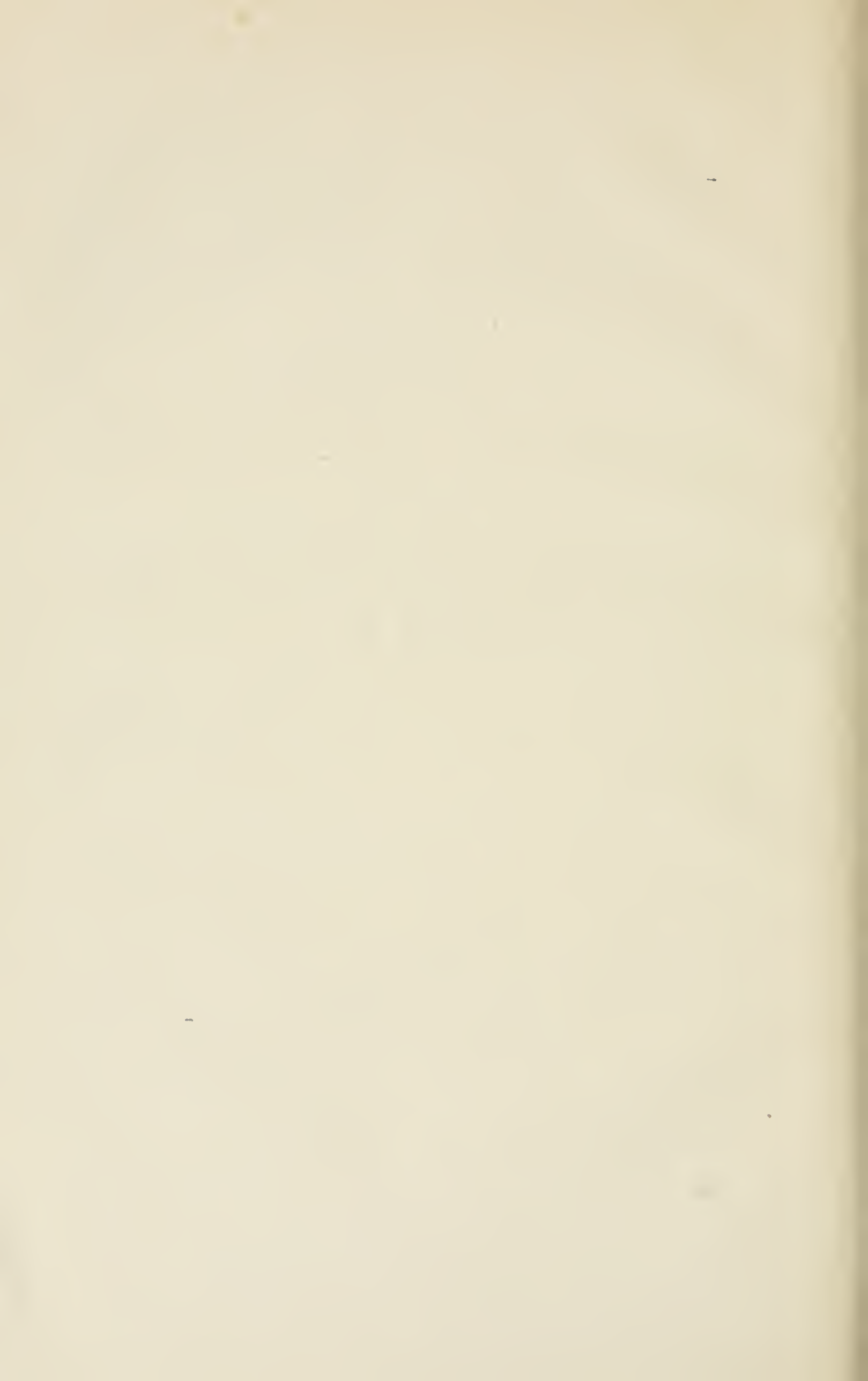
des einen groſsen Herrschernamens, der noch Europas Vergangenheit mit ihren ewigen Werthen und höchsten Erinnerungen umschloſs, zog, ein erhabenes Opfer riesiger Ereignisse, schuldlos in die Verbannung. Die Freunde des Dichters sind entwurzelt und verstreut, er selber harrt, noch planlos, vaterlandslos, der neuen fremden Geschicke, die ihm die groſse Hand weisen wird, in der unser Leben ruht. Da sendet er, wiederum an der Scheide zweier Wege stehend, noch bevor er zögernd den Fuſs auf seinen neuen Pfad setzt, dessen erste Schritte kaum erst sichtbar sind, noch einmal sein kleines Buch an diejenigen, die es schon lieb haben, und an die seiner Seele Verwandten, die es unter den später geborenen Menschen noch finden mag. Seltsam verschieden untereinander mögen sie wohl sein, diese künftigen Freunde seines Werkes, verschieden wie die früheren, weitverstreuten, so verschieden wie die Genien selbst, denen die jugendliche Dichtung opfert. Aber ihnen allen gehört sie und ihnen allen fühlt er sich verwandt: denen, die nur der blumige Hauch der Jugend leben macht, denen, die Schönheit suchen müssen, solang ihr Atem geht, den Sklaven der begreifenden Erkenntnis, den letzten Österreichern — Ruhm ihrem Andenken! — und denen vor allem, ja vor allem denen, welchen Helle kam vom weiſsen Gewande des stillen Greises im fernen römischen Palaste, den wahrhaft Glücklichen, die gelernt haben, auf den unsagbaren Reiz der Stimme zu horchen, die ruft: Ecce, innovans omnia! — und denen deshalb alles neu und jung geworden ist.

Bern, am Tage des heiligen Ludwig, Königs von Frankreich, dem 25. August 1919.

Leopold Andrian



DAS FEST DER JUGEND



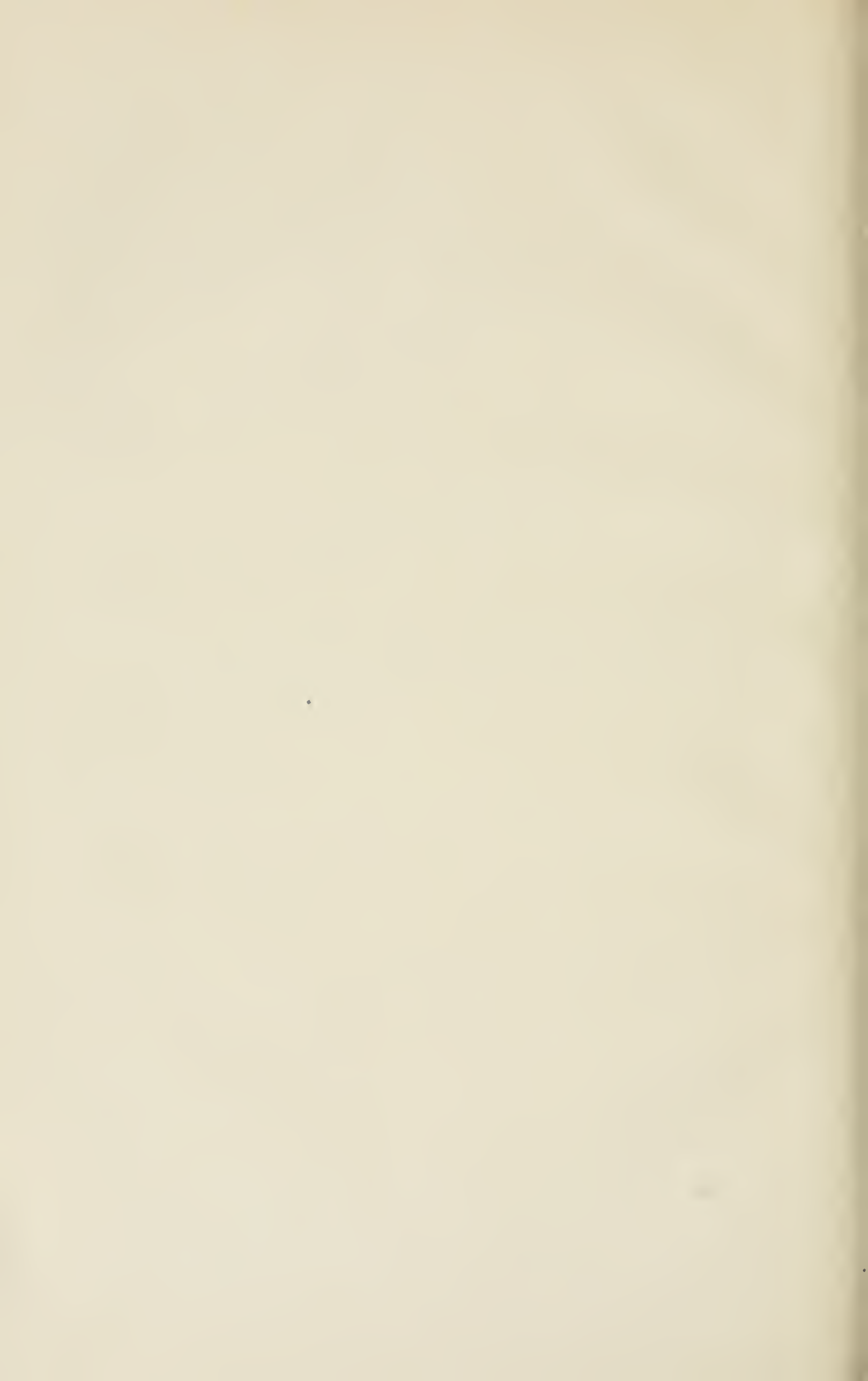
Ego Narcissus.

ΚΑΙ ΔΙΑ ΤΟΥΤΟ ΔΡΑΙ ΙΝΑ ΠΑΘΗΙ
Ο ΠΑΣΧΕΙ ΟΤΙ ΕΔΡΑΣΕΝ.

Ein Orphiker.

Piu ch'un anima e alta e perfetta
Piu sente in ogni cosa il buono ed il malo.

Dante.



EIN Fürst, dessen Güter an Deutschland grenzten, heiratete um sein zwanzigstes Jahr herum eine schöne Frau. Er war sehr verschieden von ihr, aber sie liebte seine Verschiedenheit als ein lockendes und verheißsungsvolles Geheimnis, von dem sie glaubte, es werde sich eines Tages wundervoll enthüllen. Im zweiten Jahr ihrer Ehe gebar sie ihm einen Sohn, der im Heranwachsen seiner Mutter ähnlich wurde. In der folgenden Zeit ermüdete die Erwartung in ihrer Liebe, denn die Verschiedenheit zwischen ihnen blieb gleich groſs. Zehn Jahre später erkrankte der Fürst. In seiner letzten Zeit, als das Armband seinem Gelenk und die Ringe seinen Fingern zu weit wurden und sein Gesicht von Woche zu Woche wechselte, fühlte sie die frühere unruhige Liebe zu ihm, nur ohne die Hoffnung von früher, denn sie wuſste, daſs er sterben würde. Als er tot war, glaubte sie, nur sein Sterben habe ihr die Enthüllung des Geheimnisses geraubt, und sie trauerte um ihn. Aber der Erwin hatte ihre Hände und ihre Stimme; und der Klang dieser Stimme verwirrte und verkleinerte seltsam die Groſsartigkeit ihres Schmerzes. So kam es, daſs sie ihn ins Convict gab.

Damals (er ging ins zwölfte Jahr) war der Erwin so einsam und sich selbst genug, wie niemals später; sein Körper und seine Seele lebten ein fast zweifaches Leben geheimnisvoll in einander; die Dinge

der äufseren Welt hatten ihm den Werth, den sie im Traume haben; sie waren Worte einer Sprache, welche zufällig die seine war, aber erst durch seinen Willen erhielten sie Bedeutung, Stellung und Farbe. Doch im Convicte war er den ganzen Tag mit dreifsig Cameraden zusammen, von denen jeder seine Aufmerksamkeit erzwingen und in sein Leben eingreifen konnte. Dennoch mufsten sie seiner Seele fremd bleiben und so schienen ihm ihre Eingriffe eine unerträgliche Willkür, sie aber fürchtete er als tückische Feinde. Trotzdem sah er ein, dafs sein Leben in ihrer Gewalt war, und er begann über das Einzige, was er an ihnen zu verstehen glaubte, nachzudenken: über ihre Worte. Diesen legte er zu grofse Wichtigkeit bei und sie verwirrten ihn vollends, denn sie wechselten leichthin gesprochen; und ebenso wechselnd bedeutungsvoll und unverständlich waren ihm seine neuen Cameraden. Aber auch sein Leben, das von ihnen abhing, verstand er nicht; unvorhergesehen und grundlos kamen sogar seine Freuden: die Besuche seiner Mutter, ihre Briefe oder die Heiligenbilder, in denen der Duft ihrer Spitzen lag; grundlos in einem Dasein, dessen Gesetz nicht mehr aus ihm kam, war auch alles, wass eine Seele dazu gab: Manchmal ein Jubel am Schlittenberg zwischen endlosem, weifsem Schnee und dem endlosen Blau des Himmels, oder seine Traurigkeit an Sommerabenden.

Dieses Leben war wie eine fremde Arbeit, die er verrichten mufste, es machte ihn müde und den ganzen Tag freute er sich aufs Schlafengehen. Wenn dann oben im Schlafsaal die Lichter herabgedreht waren und seine Wange das kühle Kissen berührte, fühlte er einen Schauer der Befriedigung, wie ihn in der vollständigen Ruhe nur diejenigen empfinden, welche unglücklich sind.

Etwas später bekam der Erwin eine sehnsüchtige Neigung für alles im Leben um ihn, worin die Ruhe zu sein schien: Für die sanften Congreganisten, mit denen er sich befreundete, für die meditirenden Patres, denen man im Park begegnete, für die Functionen in der Kirche und besonders für die entlegenen Theile des Collegiums, wo versteckte Capellen namenloser Heiliger lagen und auch das Bad.

Am Abend vor seiner ersten Communion erkannte er, dafs diese Ruhe von Gott kam, dafs sie ganz nur in Gott zu finden sei, und er gelobte Priester zu werden.

Von da ab wurde ihm sein Leben leichter, weil er es als unwirklich ansah, und als Ahnung des wirklichen Lebens darin nur seinen Antheil am Leben der Kirche. Er dachte oft an dieses zukünftige Leben in Gott; es mufste sehr schön sein; denn schon in diesen Ahnungen fand er Schönheiten, so verschieden, wie das Gemurmel glorreicher Litaneien zu Ehren

der Muttergottes an warmen Maiabenden verschieden ist vom Gedächtnis der Toten am Allerseelentag, oder von jenem Charfreitag im frühen Frühling, an welchem Priester und Volk vor den entblöfsten Altären zum bösen Holze beten, an welchem das Heil der Welt gehangen hat. — Aber er kannte noch andere Schönheiten. Die Schlösser auf dem Land im Herbst waren schön und die Zimmer in der Stadt waren schön, wenn in ihnen geräuchert war, und die Wagen und das Geschirr der Pferde mit dem Silber der Wappen und die Pferde selbst, o die Pferde waren schön, die Schimmel seiner Mutter und die Goldfüchse und der Viererzug von Rappen; und viele, viele andere Dinge gab es, die nicht in Gott waren, die er nie haben würde, und die doch schön waren: die Schönheiten der Welt.

Das Leben würde ein Kampf der Kirche gegen die Welt sein. Aber seine Gedanken gaben diesem Zweikampf eine so vielfältige Höflichkeit, ein so erhabenes Ceremoniell, so gesuchte Formen, dafs er fast zu einer Parade wurde, zu einem Vorwand für die beiden grofsen ebenbürtigen Gegner, einander gegenüber zu stehen, die fremde Herrlichkeit zu bewundern und an der fremden Gröfse der eigenen gewahr zu werden. So wie wenn von den Enden der Welt zwei Helden zu kämpfen kommen, der tapferste Held des Morgenlands und der tapferste

Held des Abendlands, und sie sich begrüßst haben und mit gesenkten Lanzen und geöffneten Visiren fast des Kampfes vergessen, weil sie einander anschauen. Wie eine Vorahnung dieses einzigen Zweikampfes genoſs er auch die verweichlichenden Freuden der Ausgangstage in Wien, genoſs sie um so mehr, weil er sich wie der Gesandte eines fernen Königs in einem fremden Reich fühlte, dem er morgen den Krieg erklären wird, aber dessen festliche Aufzüge, Spiele und Schauspiele zu seinen Ehren er heute noch bewundert.

Damals war der Erwin meistens mit einem Polen zusammen, dem so wie ihm das Essen nicht schmeckte, und der immer von Zuhaus sprach. Eigentlich war ihm Lato, der ganz lichtes Haar und ganz lichte Augen hatte, lieber; aber der ging mit seinen Feinden. Diese hatten gemerkt, daſs der Erwin sich vor ihnen fürchte, und deshalb überfielen sie ihn einmal am Schlittenberg. Sie warfen ihn auf den Boden und es gelangte dabei viel Schnee an seinen Hals; davon bekam er eine Lungenentzündung. Noch während seiner Reconvalescenz besuchten sie ihn, und da fand er, daſs sie liebe Burschen und eigentlich gar keine Feinde seien.

Sobald er gesund war, fuhr er mit einem Pater nach Bozen. Den ganzen Tag freute ihn die Reise; nur des Abends, als in den Dörfern, an denen sie

vorbeikamen, die Lichter sich entzündeten, bereitete es ihm Schmerz, nicht in diesen Dörfern leben oder nicht wenigstens die Menschen, die in ihnen lebten, sehn zu können. Dann stieg in Innsbruck ein Officier ein, ein Lieutnant bei Kaiserjägern; er war nach Riva versetzt worden und diese Versetzung freute ihn, denn er hatte schon seit mehreren Jahren einen Husten, der nicht besser wurde. Er war sehr jung, nicht sehr elegant und von einer schüchternen und rührenden Höflichkeit; seine Art zu reden war etwas umständlich und er betonte ein wenig die tonlosen Vocale. Der Erwin hatte ihn gern. Als sie in Bozen ausgestiegen waren, sprachen sie von ihm; er habe die Schwindsucht, sagte der Pater, und werde wohl bald sterben müssen. Die ganze Nacht dachte der Erwin an den Lieutnant und daran, daſs dieser sterben müsse; es schien ihm grauenhaft, daſs sie einander nie wieder begegnen sollten; und plötzlich fiel ihm mit verzweiflungsvoller Reue ein, daſs er nicht einmal den Namen seines Freundes wisse.

Drei Jahre studierte der Erwin in Bozen. In der ersten Zeit kamen ihm viele Erinnerungen ans Convict. Aber nicht diejenigen Dinge kamen ihm wieder, welche ihm dort lieb gewesen waren; sein Leben trat vor ihn hin, das er damals verachtet hatte; es trat lockend, hartnäckig, fast körperlich vor ihn hin und schaute ihn vorwurfsvoll und sehnsüchtig

an: er sah die Fahrten nach Wien in den lärmenden Stellwagen, bei denen man sich freute, aber bei denen man fror; er sah die Uniform und die Kappe, an der man das Sturmband hängen liefs, weil das damals die Officiere taten; er sah das Gas an den himmelblau getünchten Wänden brennen; er sah die Nachmittage der grofsen Feste, an denen niemand mit ihm ausging, und er nicht wufste, was er anfangen sollte, und herumstand. Sehr oft sah er auch Lato, mit seinen lichten Augen und seinem lichten Haar, den er wenig gekannt hatte. Freilich war ihm dieses Leben jetzt auch von der Schönheit schön, die er zur Zeit, als er es durchlebte, in anderen Erwartungen fand. Aber das merkte er nicht, und er sehnte sich in das Convict zurück zu kehren.

Trotzdem hatte er vieles in Bozen gern: die grünen Kirchthürme, den feuchten tiefen Klang der Glocken, die immer läuteten, und den Frühling, wenn die Obstbäume blühten.

Damals trat im Bozner Theater eine Sängerin auf, die aus den grofsen Städten kam und die es verstand, durch alle Wirklichkeiten eines stilisirten und gesteigerten Lebens ihre Rolle wirklich zu machen und dennoch gleichzeitig dieselbe Rolle als eine Lüge, als den Vorwand zu einer einzigen grofsen huldigenden Prostitution an die Zuschauer zu zeigen.

Diese Zweiheit des Spiels färbte dem Erwin sonderbar ihren Reiz; denn ihre Gemeinheit, Lascivität und Hingebung wurden durch das Theater, die Musik und die Lichter zu einer grofsartigen schattenhaften insolenten Proclamation, aber das Gepränge und der Jubel auf der Bühne mischte sich mit dem Beifall der Zuschauer zu einem seltsam wirklichen und sehr hohen Triumph für sie und für ihren sehr kostbaren Leib. Ein Augenblick besonders ergriff den Erwin immer. Das war, wenn gegen Schlufs des Stückes das Orchester leiser und süfser wurde, und der Chor auseinander trat, und alle auf sie warteten und sie selbst vor die Lichter kam, brennend von Schminke, mit leuchtenden Augen und dem etwas faden Lächeln der Apotheose, und mit einer Rührung in der Stimme, an der ihn besonders rührte, dafs sie erlogen war, die leichtsinnige und lügnerische Moral ihrer Fabel in die Menge warf. Zufällig hörte der Erwin, dafs sie im Leben alt und nicht schön sei; von da an war sie ihm noch merkwürdiger. Endlich entschlofs er sich, sie zu besuchen; er hatte dabei grofse Angst. Sie lebte in einem Zimmer mit einem Schauspieler zusammen; sie war wirklich nicht schön und sie war alt, aber dennoch war sie wie ein Mädchen.

Im ersten Schuljahr hatte der Erwin keinen Freund; nach den ersten Ferien kam Heinrich Philipp nach

Bozen. Heinrich Philipp war eigentlich kein Österreicher, aber bei der Entthronung König Roberts, seines Verwandten, war sein Vater nach Österreich ausgewandert; in Wien hatte Heinrich Philipp bis zu seinem sechzehnten Jahr gelebt, und von Wien sprach er immer dem Erwin. Heinrich Philipp hatte drei Eigenschaften, die jeder, der ihn kennen lernte, sogleich bemerkte, wie drei leuchtende Edelsteine. Es war eigentlich eine Tugend und ihre Anwendungen. Er besafs die grofse Güte der Heiligen, die wie ein Verstehen des tiefsten Grundes in allen Wesen ist; höflich war er, indem er ihr jedem einzelnen gegenüber die passende Form gab, und liebenswürdig, weil er so viel an die anderen dachte. Manchmal, wie ihn der Erwin besser kannte, schien er auch ganz verändert; es war als spräche er über den Erwin weg zu sich selbst zurück; dann erfuhr der Erwin Worte, die er nicht gekannt, und die Bedeutung anderer Worte, die er nicht verstanden hatte; oder eigentlich erfuhr er nur, dafs es eine Reihe von Geheimnissen gab, auch in dem was ihm geheimnislos gewesen war, und dafs es Dinge gab, die schlecht und verboten und zugleich reizvoll waren. Auch von Wien sprach Heinrich Philipp dann, aber in einem andern Ton wie sonst; und der Erwin verstand dunkel, dafs eine Seite im Wiener Leben mit diesen verbotenen Worten irgend-

wie zusammenhing: die Opernbälle, die Sofiensäle, der Ronacher und das Orpheum und der Circus und die Fiaker.

Die Beschaffenheit seiner Erinnerungen an das Convict und der Umgang mit Heinrich Philipp bewirkten allmählich, dafs der Erwin den Wechsel seiner Erwartungen in eine andere Forderung an die Zukunft kleidete. Er hoffte ihre Erfüllung von Wien und von der grofsen Welt; undeutlich dachte er an ein Leben, in dem man das Schönste, was es gab, in den schönsten und vielfältigsten Formen genofs. Aber in der Ruhe seines jetzigen Daseins fühlte er manchmal einen seltsamen Drang nach Unruhe, halb Neugier nach Entdeckungen, halb Lust, das, was er sonst wollte, zu verneinen. Dieser Drang war nicht stark; aber er war doch froh zu wissen, dafs es auch dafür in seinem zukünftigen Leben eine Befriedigung gab. Die würde er in den Dingen finden, von denen Heinrich Philipp so sonderbar und geheimnisvoll sprach.

Dennoch dachte er noch oft ans Convict, an seine Freunde und besonders an Lato.

Heinrich Philipp blieb nur einen Winter in Bozen; dann war der Erwin wieder allein; aber auch er sollte nach Wien kommen und im dritten Jahr wartete er schon ungeduldig darauf. Es freute ihn nichts mehr in Bozen, als die langen Spaziergänge

mit einem alten Priester, der Physiker war und ihm aus seinem Leben erzählte und von seiner Wissenschaft sprach. Diese schien dem Erwin zwar bedeutungslos, aber dennoch hörte er auf die Erzählungen von den Magneten, vom Wechsel der Farben und von der Anziehung der Stoffe, so wie er als Kind auf die Erzählung von Zauberern hörte, da er schon wufste, dafs es keine Zauberer gab. Etwas wie ein Zauberer schien ihm der alte Priester, in dessen Macht es stand, durch Einwirkung auf das Laich von Fröschen zwei werdende Thiere für ihr Leben unzertrennbar zu verbinden.

Die Sommer dieser Zeit war der Erwin entweder auf dem Lande bei seiner Mutter oder er reiste mit seinem Hofmeister im Gebirg. Einmal auf einer solchen Reise in Tirol kam ihm Sehnsucht nach der Bucowina, zugleich mit der Erinnerung an einen Cameraden, der dort zu Haus war. Jetzt konnte er nicht hinfahren und damit ging ihm etwas unwiederbringlich verloren, das fühlte er; dafs er die Bucowina später sehen könne, tröstete ihn nicht. Von diesen Sommern blieben ihm die langen Abende an den grofsen Kärnthner Seen in Erinnerung, die Abende, an denen es nicht kühler wird. Auch die Menschen, die dort den ganzen Sommer zubrachten, fielen ihm wieder ein, Schauspielerinnen, Militärakademiker und junge Wiener Mädchen mit schönen

weichen Gestalten in weifsen Kleidern mit grofsen farbigen Seidenschleifen.

Als der Erwin nach Wien kam, war er siebzehn Jahre alt; bald nach seiner Ankunft fuhr er ins Convict hinaus. Bei dieser Gelegenheit versprachen ihm mehrere Cameraden, sie würden ihn zu Weihnachten besuchen. Darauf freute er sich und besonders auf Lato; aber er wartete ebenso ungeduldig auf einen Neueingetretenen, den er jetzt erst kennen gelernt hatte; das war ein häfslicher Bub mit grofsen Augen, der schlecht lernte, und weil er nicht reich war, Officier werden wollte, um zu einem Erzherzog zu kommen.

Der Erwin besuchte die Cameraden öfters in den ersten Monaten, aber allmählich vergafs er sie und liebte nur mehr Wien. Er liebte die grofsen Barockpaläste in den engen Gassen und die tönenden Inschriften an unseren Monumenten und den spanischen Tritt der Pferde und die Uniformen der Garden und den Burghof an Wintertagen, wenn die laute und prunkende Musik wärmend und lösend durch die Glieder der Menge zieht, und er liebte die grofsen Feste, die alle feiern, und besonders jenes Frohnleichnamsfest, an welchem der gebenedeite Leib unseres Herrn und Heilands Jesus Christus mit nicht minderem Glanz und unter nicht minderem Jubel zu uns kommt, wie einstmals in jenen festlichen

Tagen Kaiser Carl der Sechste, da er bei der Rückkehr aus seinen hispanischen Landen in seine allergetreueste Reichs-Haupt- und Residenzstadt Wien einzog.

Dem Erwin gefielen auch die Auslagen der Geschäfte mit dem einfarbigen Drap von Wagendecken oder dem dunkeln Battist der Taschentücher zwischen lichten blühenden Seiden; ihm gefielen die Viererzüge von Rappen zwischen den rosa Blüten des Praters; ihm gefiel es, daſs die Fiaker so elegant waren, fast wie Herren, und seine eleganten Freunde gefielen ihm mit der hoch und nachlässig gezogenen Linie ihres Lebens; aber am besten gefiel ihm, daſs sie manchmal die ganze Nacht bei einer Dorfmusik tanzen konnten und über ein Wort froh werden, oder bei den Gedanken, daſs sie Wiener seien und daſs in Wien sogar die Drehorgeln auf der Straſse richtig spielen. Es schien ihm die Wiener Art den anmuthigen, stets weiter lockenden Reiz eines Lichtes zu haben, von dem man nicht weiſs, ob zwei Farben in ihm sind, die beständig ineinandergleiten, oder eine Farbe, die in allen ihren Tönen schillert.

Oft berauschte ihn das Gefühl der vielen, vielen Genüsse, die ihm Wien noch aufbewahrte, und der Gedanke, daſs unter ihnen das Geheimnis war, in dem der Grund dieses Reizes lag. Damit beschwich-

tigte er auch den Drang nach dem „Anderen“, der ihn stärker und häufiger wie in Bozen überkam; denn alle Dinge, in denen es zu finden war, lagen ja in seinem Bereich: die Opernbälle, die Sofiensäle, der Ronacher und das Orpheum und der Circus und die Fiaker. Er sagte das „Andere“ und hatte dabei das Gefühl, nach irgendeiner Richtung erstrecke sich eine Welt, in der alles verboten und geheim sei, gleich grofs mit der, die er kannte. Er schaute die Fiaker neugierig an. Manche sahen den jungen Herren sonderbar ähnlich; dafs in dieser Ähnlicheit der Gegensatz lag, mufste mit der Beschaffenheit des „Anderen“ zusammenhängen. Einer besonders fiel ihm auf, wenn er im Frühling in den Prater fuhr; seine Pferde hatten Bouquete von Veilchen im Geschirr, er aber safs da, etwas nach vorne gebeugt, die Zügel hoch und weit auseinander gehalten, mit einer gesuchten Gebärde der Arme, starr und doch seltsam lebend, wie eine graziöse und etwas manierirte Zeichnung in der manierirten Eleganz seines Zeugels.

Im Juni des zweiten Jahres lud den Erwin ein Freund ein, mit ihm und mit ein paar Fiakern zu einem Heurigen hinauszufahren. Sie blieben die ganze Nacht dort, an einem der kleinen Tische zwischen den Akazien, deren Duft für sie eins mit der Musik wurde. Aber der Erwin fand nicht die

Fiaker so, wie er sie erwartet hatte; sie glichen wirklich den jungen Herren, nur wie ihr Stil in der Kleidung, so waren auch die Gegensätze ihrer Seelen stärker herausgearbeitet. Sie konnten noch kindlicher sein, und die Formen ihrer Höflichkeit waren zarter aber verschnörkelter.

Manchmal in den Ferien fiel dem Erwin ein, daſs ihm die Fiaker das „Andere“ nicht gezeigt hatten; auch die groſse Welt verlor ihren Reiz für ihn, da ihr keine andere Welt, die sie verneinte, entsprach. Im Herbst, eh er in die Stadt ging, war er viel auf den Bergen; es war ihm, als habe er auf den Almen und Sennhütten, durch die er kam, etwas zurückgelassen oder vielmehr mitzunehmen vergessen; er fürchtete sich vor der Stadt, in der man den Herbst wie einen verwüsteten Sommer empfindet.

Kurz vor Weihnachten befreundete sich der Erwin mit einem seiner Mitschüler, den er die vorhergehenden Jahre nicht beachtet hatte. Der Clemens war arm und sehr einfach; er war neugierig, verdorben wie ein Gassenbub und fast pathetisch unschuldig; alles in seinem Gesicht war hell, bis auf die schwarzen Ringe um seine Augen. In seinem lichten Haar, das matt aussah, wie wenn es gepudert wäre, im weichen Reichthum der bewegten Linien seines Gesichtes und unter seinen Augen vor allem lag die rührende Schönheit der späten Zeiten. Er

hatte die Stimme jenes Officiers, mit dem der Erwin nach Bozen gefahren war; aber er glich ihm nicht. Der Erwin liebte es ihn anzuschauen und seine Stimme zu hören; mehr noch freilich liebte er es, im Frühling mit ihm in den Prater zu fahren, oder ihn mit seinen ehemaligen Freunden zusammenzubringen, die Clemens nicht verstanden. Er liebte es auch ihn mit neu erfundenen Parfüms zu besprengen oder ihm jene Dinge zu schenken, deren Schönheit man, weil sie überraschend und unharmonisch ist, Eleganz nennt: jene Stoffe und Gewebe aus Paris, seltsam in Zeichnung und Farbe, und goldene Armbänder und Cigarettentaschen aus Silber oder Stahl mit einem ganz kleinen Wappen darauf oder einem grofsen Namenszug. Oft gingen sie auch zu den Heurigen vor die Linie und zu den grofsen Militärcapellen; beide ergriff die Musik der Walzer mit ihrem ewigen Einerlei von Süfse und Gemeinheit; und aus den weichlichen und aufreizenden Gesängen einer Cultur, die sich bespiegelt, kam ein einschmeichelndes Gefühl dumpfen Glückes über Clemens und über den Erwin: eine Liebe ihrer selbst oder eine Liebe zueinander oder eine Liebe zu allem, was sie geliebt hatten, oder eine Liebe zu diesem österreichischen Vaterland, das ja Alles gab und vor dem kein Entrinnen war.

Dann kam die Zeit des ersten Frühlings, die den

Erwin immer müde machte und in der er schlecht aussah, aber dieses Jahr schlechter wie sonst. Im zweiten Theil des Frühlings, in dem die Gärten schön sind, ging er nach Schönbrunn oder Laxenburg oder in den Volksgarten, aber immer allein. Dann sprach er Verse, deren Inhalt mit ihm nichts zu schaffen hatte, aber deren Klang ihn bewegte. Und in diesen kraftlosen Versen Bourgets kamen zwei Worte immer wieder und gaben ihm immer wieder einen Schauer, in dem jetzt vereinigt das Versprechen aller Hoheit und aller Niedrigkeit lag, die er früher getrennt gesucht hatte. Das waren die Worte „Die Frau“ und „das Leben“.

Als der Duft der Akazien den Duft des Flieders zu übertönen begann, starb kurz vor Erwins Matura auf einem Schloſs in Niederösterreich Lato. Der Erwin fuhr zum Begräbnis hinaus; er wunderte sich selber, daſs er ganz kalt blieb, sogar beim Anblick der Leiche.

Nach der Matura waren Erwin und Clemens noch drei Tage mitsammen auf dem Land. Die letzte Nacht blieben sie in einem Bahnhofhotel in Bruck, denn Clemens’ Zug ging erst um drei Uhr des Morgens. Das Aufstehen war unangenehm und es wurde kalt; beide waren unruhig und fürchteten, etwas zu vergessen; hastig durcheinander tranken sie Thee und Cognac. Auf einmal überkam den Erwin das Ge-

fühl einer grofsen Armuth; es war ihm, als habe sein Freund alle Reichthümer in sich und nehme sie mit sich fort; aber auch die Zeit ihres Zusammenseins schien ihm nichts von diesem Reichthum empfangen zu haben; er verzweifelte; sie war so schlecht genutzt und er hätte sie ganz um eine weitere Stunde von jetzt gegeben. „Clemens!“ sagte er. Clemens verstand ihn, aber er konnte ihm nicht helfen; einen Augenblick standen sie einander gegenüber in ihrer unfruchtbaren Schönheit, von der keiner von beiden dem andern etwas geben konnte; dann schaute durch das Fenster die Landschaft herein, Getreide, Wiesen und Himmel, jedes in seiner Farbe, aber unnatürlich wach, in einem Reiz, dessen Ton zu hoch gespannt war, denn noch schien keine Sonne. Dann begannen ihnen die Kerzen aufzufallen.

Auf dem Land kam Erwin vieles aus seinem bisherigen Leben wieder und rührte ihn: Abende, an denen er mit Clemens im Theater gewesen war, Spaziergänge mit seinem Hofmeister in Schönbrunn und die Morgen der Beichttage, an denen er früh aufstand. Manchmal erschien ihm Clemens im Traum, aber selten so, wie er war; meistens war eine Seite an ihm gesteigert, er war verdorbener oder ärmer oder trauriger oder von einer anderen Schönheit. Es rührte den Erwin auch die Erinnerung an den Hof seines Gymnasiums und an die Strafsen, durch

die er ins Gymnasium gegangen war, und die Lithographie des Kaisers im Schulzimmer seines Gymnasiums. Noch immer berauschte ihn der Ton seiner eigenen Stimme und der Klang der Verse berauschte ihn. Aber er suchte jetzt eine Beziehung zwischen ihrem Inhalt und diesen Erinnerungen, denn er wußte, daß diese Erinnerungen sein Leben waren. Dennoch lag in ihrer weichen, traurigen Schönheit nicht dasjenige, was ihm sein Schauer und die Worte des Dichters vom Leben versprachen: Schmerz und Jubel, Erhabenheit und Gemeinheit und die ganze Fülle dessen, was Himmel und Hölle birgt, aber so vermengt, in einer solchen Bewegung durcheinanderfließend, so eins durch sie, daß man das Ganze als eine geheimnisvoll zitternde Glorie empfand. Das aber lag nicht in seinen Erinnerungen, und er begann allmählich zu glauben, daß durch das zweite Wort, daß durch die Frau eine Offenbarung über ihn kommen und das Leben wundervoll gestalten und es erhellen würde, eine Offenbarung, für die das ganze Leben nur die Form und das vorhergehende nur die Vorbereitung war. Und darum, meinte er, rührte es ihn auch, so wie ihn als Kind die stille Jugend des Heilands zu Nazareth gerührt hatte, von der er wußte, daß auf sie der königliche Einzug in Jerusalem folgen müsse und die Traurigkeit am Ölberg und die Einsamkeit

des Charfreitags am Kreuze und der Ostersonntag, an welchem Er auferstand und die Pforten der Hölle überwältigte.

Der Erwin wartete nicht ungeduldig auf diese Offenbarung, ihm genügte das Bewufstsein, dafs sie kommen werde.

In die Stadt zurückgekehrt, litt er unter Wien. Denn was immer zu Wien gehörte, empfand er jetzt als bedeutsam; die Wesen und Dinge hatten jedes einen Sinn für sich und eine andere Beziehung zu ihm; er fühlte sie jetzt nur dumpf, aber er wufste, dafs sie ihm nach der Erleuchtung klar und kostbar werden würden; und so suchte er mühselig zusammenzuraffen, worauf sein Auge fiel, um es für den grofsen Augenblick aufzubewahren. Er war wie ein Jüngling in der Höhle, in der sich alle Schätze der Welt zu verschiedenfarbigen Erden verzaubert befinden; das eine Wort, das sie verwandelt, wird ihm ein gottesfürchtiger Greis sagen; aber er darf in der Höhle nur wenige Augenblicke bleiben und weil er das Wort nicht weifs, so weifs er nicht, mit welchen Erden er sich beladen soll, denn alle sind einander ähnlich, obwohl die einen Bernstein, Corallen, Onyx, Jaspis, Chrysopras geben und andere Metalle und einige Diamanten und manche Achate, Türquise, Saphire, Aquamarine und eine die schwarzen, grünen, blafsgelben, rosigen, milchfarbenen

Perlen und wieder eine die Opale, die er so sehr liebt.

Alles hatte seine sinnreiche Schönheit: die Cathedralen des Mittelalters und die grofsen gelben Barockkirchen, deren Heilige an Sommertagen sich lässig in den blauen Himmel hinaufwinden, und die kleinen mittelalterlichen Kirchen im Gewirr der Häuser und die armen Kirchen der zwanziger Jahre in der Vorstadt. Alle Heiligenbilder waren schön, die goldenen geschnitzten Heiligenbilder, die niemals leer stehen, und die Heiligen auf den lärmenden Brücken, leuchtend von Blumen, Licht und Farbe, und die stillen Heiligenbilder, die in die Häuser eingelassen sind, in welchen die Dirnen wohnen; alle Häuser waren schön: die schwarzen Paläste mit ihren Dianen und Apollen, die einstöckigen farbigen Häuser der Vorstadt, in denen man des Abends Leben sah, und die kleinen Schänken auf dem Land mit dem verwischten Ölbild eines Feldherrn oder eines Künstlers und die Häuser mit riesigen Höfen und gewundenen Durchgängen und einem Gewirr von Stiegen, und die neuen grofsen Häuser zwischen ihnen, auf deren kahlen Wänden in der Dämmerung die riesigen bunten Inschriften der Reclame leuchten. Und alle Gärten waren schön, die festlichen Gärten der Schlösser mit Statuen, Trophäen und viereckigen Teichen und die öffentlichen Gärten voll Blumen

und Musik, und die verstaubten Gärten der Vorstadt, in denen Soldaten und Mädchen mit offenem Mund schlafen; und alle Musik, von der die Stadt durchflossen war, hatte ihren Sinn, auch die seltsame Musik der Werkel, vor denen man stehen bleibt und von denen die Walzer des Frühlings verödet und traurig in den Herbst erklingen. Und alle Menschen hatten ihren Sinn; alle Officiere, die eleganten Gardisten und die Anderen, die das Haar tief in die niedrige Stirn tragen, und die Einfachen, die nicht elegant sind; und alle Soldaten und vor allem die grofsen ernsten tragischen Bosnier; und die Gesichter aller Völker des Reiches, die treuen manchmal leise leidenden Gesichter der Böhmen und die Slovaken mit ihren starren, tiefen, sehnsüchtigen Augen. Manchmal überkam den Erwin eine grofse Neugier nach den Menschen, die seiner Ahnung von ihrer Verschiedenheit und seiner Ahnung von der Mannigfaltigkeit des Daseins entsprang; er empfand sie als den Wunsch, vom Zufall der Strafse geleitet, aus den Zügen, Gebärden und Worten der Menschen ihr Leben zu entnehmen. Aber das kam ihm wie eine Gottlosigkeit vor, wie die Versuchung, ein übernatürliches Geheimnis auf natürlichem Wege zu ergründen.

Zwischen diesen Stunden des Reichthums kamen andere der Öde, die so unerträglich für seine Seele waren, wie es fürs Auge ist, ins Leere zu schauen.

Einmal in Schönbrunn überkam ihn diese Öde besonders stark, indem ihm nicht blos die Dinge nichtssagend erschienen, sondern auch seine Gedanken von sonst an ihm abglitten, auseinanderliefen und ihn allein liefsen. Wenige Tage später freilich, an einem Januarabend, fühlte er dort den unsagbaren Reiz einer Statue, auf der zwei Frauen einander umschlungen hielten; hinter ihnen stieg über wenigen Sternen ein hoher grauer Himmel auf, die Erde war weifs von Schnee, nur etwas Licht von einem verwischten Mond fiel auf sie.

Manchmal konnte der Erwin tagelang wieder Neigung und Mitleid für Clemens empfinden; einmal versuchte er mit ihm zu reden; aber ihr Gespräch war unheimlich; es ging ohne sie weiter, gleichzeitig mit ihren Gedanken aber einen andern Weg, und ihre Worte klangen anders als sie gesprochen waren.

Ein Jahr später lebte der Erwin mit einer Frau. Sie war schön, von der Schönheit der späten Büsten, bei denen man einen Augenblick zweifelt, ob sie uns einen jungen asiatischen König zeigen oder eine alternde römische Kaiserin; und dieser Schönheit hatte sich die Bewunderung der Fürsten, der Künstler und der Menge seit zwanzig Jahren aufgedrückt; diese Frau glich einer Triumphsäule ihres eigenen Lebens, der das Unzählige eingeprägt war, was man

von ihr erhofft und in ihr gefunden hatte, und darüber in prunkvollen Zügen das grofse herrliche Schicksal, das ein solches Leben ist. Besonders ihr Lächeln war voll davon, ihr schönes Lächeln, das beständig von ihren leise geöffneten Lippen sickerte und wie ein wundervolles Almosen an die Menge vermengt mit dem Duft ihres grauen Ambras hinter ihr zog, wenn sie über die Strafsen ging oder über die Stiegen der grofsen Theater.

Alle Wunder, die der Erwin von der Offenbarung erwartet hatte, waren in ihr, aber er fand keine Offenbarung. Wenn ihm sein früheres Leben eine Ahnung davon zu geben schien, so war sie ihm die Geschichte davon: die Geschichte in der alles, was leuchtend war, glänzend wird und auch das niedrige grofs, aber vieles von dem, was uns Weisheit schien, nur geistreich.

Einmal an einem Maiabend ging der Erwin durch die Stadt; es regnete, er fühlte Sehnsucht nach der Fülle der Erlebnisse, deren Möglichkeit in ihm war. Zuerst kam er durch enge Gassen, in deren Torwegen Mädchen standen. Jede Farbe an ihren Sommerkleidern leuchtete einzeln und schmeichelnd im milden Grau. Aber dann ging er an Gärten vorbei; in diesen begannen die Pflanzen zu duften und es waren zu viele; ihre Düfte hatten sich noch nicht gemengt, streiften einander und wollten sich

vereinigen. Dann gelangte er in die Vorstadt; aus einem niedrigen Haus floſs Gesang und Musik vermengt auf die Gasse; an die Fenster, hinter deren rothen Vorhängen man helles Licht sah, preſsten seltsame Kinder ihr Gesicht. Der Erwin ging hinein. In einem kleinen Zimmer, dessen Luft blau von Rauch und schwer vom Athem der vielen Menschen war, sprach, beinahe gleichgültig, fast traurig, ein junger, magerer, geschminkter Mensch mit scheuen Augen, im Frack mit gebranntem Haar, die jubelnden Lieder der Schrammeln. Dann sang eine Frau mit bloſsen Schultern Gesänge auf Wien. Und wie sie das zweite Lied sang, begann die Melodie durch die Glieder der Menschen zu rieseln; sie neigten ihr Haupt auf die Seite, ihre Lippen öffneten sich, und wie verzaubert von Liebkosung starrten ihre Augen; und wenn der Walzer lockend und lächelnd pochte, so lächelten sie ein wenig geziert, und wenn der Walzer rührend und süſs zerfloſs, so wurden sie willig, sich hinzugeben. Nur die bosnischen Soldaten an einem getrennten Tisch in der Ecke beim Crucifix blieben ganz ernst. Ganz ernst blieb auch Einer, der neben dem Erwin saſs. Nur von Zeit zu Zeit sah er den Erwin an, und als man ihm seinen Wein brachte, reichte er das Glas dem Erwin, damit dieser zuerst daraus trinke. Als ihm dann der Erwin eine Cigarette gab, schien sein Körper in seltsam schmei-

chelnder und demüthiger Dankbarkeit kleiner zu werden, indefs sein Auge flehend aber ruhig zum Erwin sah. Und dem Erwin, der ihm ins Gesicht schaute, fiel plötzlich als Gegensatz das Gesicht der Geliebten ein, mit geschlossenen Augen wie eine Maske unter dem Helm ihrer goldfarbenen Haare, in der öden und hochmüthigen Schönheit des Todes. Im niedrigen Gesicht des Fremden war Sanftmuth und Bosheit, Furchtsamkeit und Drohung und das ganze Leben, aber wie im Leben zugleich; denn es änderte sich nicht, wenn er sprach, nur sein Körper wand sich wie unter einer inneren Bewegung, die ihn überwältigte. Seine Geberden waren weit, als wollte er vieles sagen, aber kraftlos und lässig, als sei er zu schwach dazu. In seinen gelösten Gliedern war die Weichlichkeit eines, der des Morgens erwacht; aber seine Kleider waren dürftig, sein Hals blofs, und ihn fror nicht. Als der Erwin hinausging, kam ihm der Fremde nach und bat ihn um Feuer; sie gingen durch die Vorstadt gegen die Bahnhöfe zu und der Fremde erzählte sein Leben; der Erwin wufste, dafs er log, aber er wufste auch, dafs in dieser Lüge irgendwie die tiefe, dunkle, vielfältige Wahrheit lag. Endlich waren sie draufsen, wo das Land anfängt, dessen farbloses zertretenes Gras von Planken umschlossen wird. Der Fremde fragte ihn, wohin sie gingen; das wufste der Erwin nicht. Er

wandte sich, den Fremden verlassend, gegen die Stadt zu. Der Fremde bettelte ihn um ein Almosen an.

Bald darauf wurde der Erwin zwanzig Jahre alt. Um diese Zeit bedrückte es ihn, daſs er die Lösung des Geheimnisses vom Leben nicht gefunden hatte, und um sie zu finden, beugte er sich tiefer und ängstlicher über seine Vergangenheit. Da wurde ihm Vieles klar. Er bekannte, gefehlt zu haben, indem er das Wunder des Lebens in etwas anderem als wie im ganzen Leben selbst gesucht hatte, im Leben, das immer gleich wundervoll ist, weil es sich selber gleich bleibt, da es morgen sein wird, wie es gestern war, weil es ja heute nicht anders ist. Darum auch, weil jedem sein Leben das einzige Wunder war, konnte keiner dem andern eine Offenbarung darüber geben, noch von einem andern eine Offenbarung darüber erlangen. Er hatte das Geheimnis mit der Gewähr für dessen Lösung verwechselt, als er diese Lösung aus den Menschen erwartete. In ihnen lag das Geheimnis, oder es lag vielmehr darin, daſs alle Menschen, unerkannt und andere nicht erkennend, fremd durch die Rüstung ihrer täglich sterbenden Schönheit, vom Leben in den Tod gehn. Jetzt bekamen seine Erinnerungen einen gesteigerten Wert für ihn; sie waren früher rührend gewesen, jetzt wurden sie ihm erhaben und kostbar. Sie waren

ja sein einziges Erbtheil, sie waren sein Leben und dieses Leben war die Quelle der Schönheit; denn die Menschen, deren Erinnerung ihn bewegte, bewegten ihn nur, weil er an ihnen gelebt hatte, und es bewegten ihn ebenso die Häuser, auf die sein Fenster ging, oder die Strafsen, durch die er geschritten war.

Trotzdem ergriffen ihn die Lippen, die Augen und die Haare vieler Menschen, denen er begegnete; aber er sprach nicht mit ihnen und war meistens allein.

Denn es schien ihm die königliche Verschwendung des Daseins und die unsagbare Erhabenheit der Seele in solchen Begegnungen zu liegen; es war wunderschön, dafs der einsame Tod, welcher das Leben ist, uns nicht verhindern kann, eine fremde Schönheit, die wir nicht verstehn, die sich uns nicht enthüllen und uns nichts geben wird, nur weil sie schön ist, zu bewundern; es war wunderschön, dafs wir, obwohl Menschen, dennoch Künstler sind, Künstler wiederum darin, dafs wir nicht einmal klagen, wenn uns diese Schönheit entgleitet, sondern sie grüfsen und über sie jubeln, weil uns ein Schauspiel mehr wie unser Schicksal ist.

„Das Fest des Lebens", sagte er; es war wirklich ein Fest, dessen erlesenste Vornehmheit darin bestand, dafs es keinen Zuschauer hatte; jenen Festen

des siebzehnten Jahrhunderts glich es, in dunkeln Winternächten, zwischen Spiegeln und Lichtern, jenen Festen, die so grofs und feierlich waren, dafs man darüber die Freude vergafs; jenen Festen, auf denen man einander nur einmal begegnete und mit manierirt verflochtenen Fingerspitzen langsam umeinander drehte und lächelnd einander in die Augen schaute und dann mit einer tiefen bewundernden Verbeugung weiter glitt. Manchmal freilich schien ihm darin noch immer nicht der Sinn des Lebens zu sein, und er dachte an andere Feste, an das Ende anderer Feste, an die grofsen Feste der mafslosen Freude, die heilig ist wie der Schmerz, an die Feste Alexanders des Grofsen zu Persepolis und zu Babylon.

Einmal im August stieg er auf einen hohen Berg; er ging den ganzen Tag und als der Abend nahe war, kam er auf eine Alm; weil es schon spät war, mufste er dort übernachten. Sehr bald ging er hinauf in die Dachkammer über dem Heu, wickelte sich in seinen Mantel und schlief ein. Aber nach einer halben Stunde wachte er auf. Es war sehr heifs, er ging ans Fenster und öffnete es. Auf einmal war ihm, als habe er unten Schritte gehört, und gleichzeitig überkam ihn der Wahnsinn des Erlebnisses, den die heifsen Nächte bringen. Er stieg die Leiter hinunter und ging übers Heu. Dort

schliefen Senner und Führer; man sah von ihnen nur die lichten Flecken der Taschentücher, die sie über das Gesicht gelegt hatten, nur manchmal wälzte sich einer von ihnen um oder seufzte oder stöhnte ein Wort; unten aber brüllte das Vieh stofsweise und schmerzlich und lief voll Angst umher. Im Freien schaute er sich um. Die ebene Wiese, auf der die Hütte lag, stieg in langsamen Wellen, gesättigt von der Schönheit der körperlosen Linie, in die Spitzen der Berge über; nur zwei Farben waren auf ihr, das Gras welches fast gelb und die Bäume welche fast schwarz waren; aber ihr zartester Reiz lag darin, dafs weder die Ebene gelb noch die Bäume schwarz waren, nur aus ihrem Verhältnis ahnte man ihre Farben. Der flache Himmel war üppig blau, seine vielen Sterne zitterten wie Steine, die aus ihrer Fassung brechen wollen, und wie ein kostbares Kunstwerk, nichts weiter, starrte zwischen ihnen die Mondsichel. Aber die Luft! Es war eine Luft, die man fühlt, eine körperliche Welt zwischen den Welten von Himmel und Erde, eine Luft wie die Gestalten der Morgenträume, die uns nicht berühren und durch die wir dennoch sündigen. Lange blieb er stehen und wartete, doch es kam niemand und so ging er hinauf und legte sich wieder hin. Da aber fielen ihm alle ein, die er jemals geliebt hatte, und während er langsam, langsam müder wurde,

wurden die Bilder immer körperlicher und wollüstiger; sie bewegten die Glieder und lockten und lächelten und begannen zu tanzen und der Wechsel in den Figuren ihrer Tänze vermengte sich mit dem Wechsel der Häuser und Zimmer, in denen sie sich ihm gegeben hatten. Da bemerkte er, daſs er einschlafe, und das wollte er nicht; mühselig kämpfte er mit den Erscheinungen. Plötzlich zuckte über die Wand der Schimmer einer Laterne, etwas schweres schlug gegen das Holz und jemand hustete. Es muſste ein Fenster an der Wand sein und eine menschliche Gestalt bei diesem Fenster und diese Gestalt kam seinetwegen und sie wartete auf ihn .... Aber wie er ein Licht anzündete und die Wand beleuchtet hatte, war kein Fenster da; ein Spiegel hatte ihn getäuscht, ein kleiner Spiegel aus Goisern, über dessen vergoldeten Rahmen das Mondlicht gefahren war, wie ihn der leise Wind, der sich erhoben hatte, gegen die Wand warf. Hinlegen wollte er sich nicht mehr; dieser Wind muſste auch den Morgen bedeuten, und zitternd vor Begierde lehnte er an die Wand, und seine Seele genoſs die Erinnerung an die Lust seines Leibes und gestand, daſs es der wahrhaftigste Drang des Menschen sei, seinen Leib an einen andern Leib zu pressen, weil diese geheimnisvolle Vernichtung des Daseins uns Erkenntnis gebe. Dann stieg er hinunter und

weckte die Führer. Solange sie in der Nacht weiter gingen, waren ihre Gesichter grofs und geheimnisvoll, aber als es Morgen wurde, und die Mondfarbe der Berge sich in ein tiefes, feuchtes, verwischtes Blau verwandelte, wurden sie häfslich und widerwärtig.

In der folgenden Zeit war die Erinnerung an diese Nacht dem Erwin unangenehm; es war, als wäre seine Seele gefallen und doch konnte es für einen Menschen, welcher das Leben mit dem Mafsstab des Lebens abmafs, keinen Fall geben.

Im September sollte er zu seiner Mutter nach Italien reisen; vorher ging er noch für eine Woche nach Wien und das freute ihn nicht; dennoch war er grundlos und mafslos gerührt, als ihm am ersten Morgen in einer häfslichen Strafse der siebziger Jahre eine Schar von Gymnasiasten begegnete. Am selben Abend stand, als er um die Ecke zweier Gassen ging, der Fremde vor ihm, mit dem er, im Frühling, sehnsüchtig nach Erkenntnis gegangen war; der Fremde grüfste ihn demüthig; sein Gesicht und seine Geberden waren so verschieden voneinander und so geheimnisvoll wie bei der ersten Begegnung, aber er sah ärmlicher aus, und die scheue Ruhe in seinem Blick war drohender. Und im Erwin vermengte sich die erwartungsvolle Neugier mit welcher er zuerst ihn ansprach, mit der seltsamen Angst, die ihn vor

der Stadt den Fremden verlassen hieſs. Als dieser dann an ihm vorüber gegangen war, wurde diese Angst nur banger durch seine Erwartung und durch seine Neugier. Was war es, das die Menschen trotz ihres einsamen Lebens dennoch verband, worin lag dieses lockende und drohende Geheimnis im Leben, welche Gewalt hatte Macht über ihn und warum kannte er sie nicht? Unter dem Eindruck dieser Begegnung veränderte sich dem Erwin in der folgenden Zeit die Stadt; ihre Vielfältigkeit, die ihn früher bewegte, verwirrte ihn jetzt und drohte ihm. An einem sehr heiſsen Tag fürchtete er sich vor der Musik, die in allen Straſsen war; es schien ihm, als sei die Stadt damit wie mit einem trügerischen Gift durchtränkt, das einen schläfrig und wehrlos machen solle. Den andern Tag erschreckten ihn die Augen der Menschen: alle waren zu leuchtend, zu groſs und zu weit offen, und alle richteten sich auf ihn. Nur einmal vor seiner Abreise wurde er stark ergriffen. Das war auf einer kleinen Station in der Nähe von Wien; durch den Bahnhof fuhr ein Zug, aus dessen Fenstern junge Burschen herausschauten, die einrückten; ihre blassen Gesichter glänzten und sie sangen und hatten lichtes Laub auf ihren blauen Deutschmeisterkappen.

Mit der wachsenden Sehnsucht nach seiner Mutter nahm seine Unruhe ab. Irgendwie, das wuſste er

jetzt, würde ihm aus ihr eine Lösung des Geheimnisses werden. Und diese Sehnsucht war sehr wohlthuend, denn schon in ihr lag die Beruhigung, welche er von der Ersehnten erhoffte. So wie man sich, wenn man müde ist, nach dem Schlafe sehnt, von dem man weifs, dafs er sicher kommen wird, weil er schon halb über einem ist. Seine Mutter sah er jetzt, wie sie ihm einmal in seinem neunten Jahr während einer langen Krankheit vorgekommen war. Es war damals gegen Abend und er fühlte sich so verlassen und hilflos, wie es nur kranke Kinder sind. Da kam sie herein, geschmückt mit Seide, Blumen und Steinen und nahm ein Buch in die Hand und begann ihm daraus vorzulesen; das erschien ihm wie eine wunderbar huldvolle Herablassung, denn sie war grofs und fremd für ihn. Dann aber hielt sie einen Augenblick inne und sagte, wenn er etwas aus der Mitte des Buches lieber habe wie den Anfang, so solle er sich nicht fürchten, es zu sagen, sie wolle ihm auch aus der Mitte vorlesen. Da hätte er fast geweint, schwach und krank, wie er war. Man hatte ihm immer gesagt, es sei ein Fehler, die Bücher nicht von Anfang an zu lesen. Jetzt aber war es, als fände er diesen seinen Fehler in ihr, aber seltsam, wie eine Tugend, und zugleich fühlte er, dafs er nicht allein sei, sondern eins mit ihr, wunderbar dasselbe, obwohl er klein und

schwach und krank und sie groſs, fremd und schön war. Dann las sie ihm noch lange vor, vom Jahre Neunundfünfzig, in dem wir verrathen wurden, und von unserm glücklosen Kampf mit den Preuſsen.

Er wuſste nicht, daſs zur selben Zeit auch sie sich nach ihm sehnte und auf ihn hoffte; sie hatte nach dem Tode ihres Gatten, was sie in Einem nicht gefunden hatte, in Vielem gesucht, sie hatte die Edelsteine, die kostbaren Stoffe und die gestickten Seiden geliebt und die Schauspiele, die Folgen der Länder und die Kunstwerke der Künstler und den wechselnden Himmel mit dem wechselnden Mond und den gleichbleibenden Sternen und dem groſsen Aufgang und dem groſsen Untergang der Sonne. Sie liebte das alles noch immer, doch das alles machte sie nur sehnsüchtiger nach neuen Herrlichkeiten, denn sie hatte vieles gesehen, und es war ihr nichts zurückgeblieben, und sie kehrte wieder zu Einem zurück.

Aber beide fanden das Geheimnis des Lebens nicht. Sie war wohl das Bild, das ihm auf der Reise erschienen war, sie waren wirklich eins, und was in ihm war, war in ihr; aber in ihm durchzittert von der Niedrigkeit und vom Schmerze und von der Rührung des Lebens, und in ihr wie ein Kunstwerk. Er war von der Zeit, sie war von der Ewigkeit, oder er war ihr Leben, und sie war sein

Tod, und dieser Tod und dieses Leben waren tief und geheimnisvoll verknüpft.

Aber er konnte nicht zu ihr sterben und er fand nicht das Wort, welches dem Tod das Leben gibt. Sie wiederum ahnte, dafs sie aus ihm erlangen könnte, was sie ihr Leben hindurch gesucht hatte, zugleich aber fühlte sie sich unendlich schwach, es ging ihr wie im Schlaf, in dem man weifs, dafs es ein Wachsein gibt und sich nach diesem Wachsein sehnt und sich anstrengt aufzuwachen und nicht aufwachen kann. Manchmal, wenn sich ihre Seele so fruchtlos abmühte, erschien sie auch dem Erwin lebend, aber das war wieder ein anderes Leben und das erschreckte ihn, und es machte ihn unsicher und ängstlich, dafs dabei ihre Stimme, wenn sie von den innersten Dingen sprach, in ihrer heiseren Glanzlosigkeit der seinen glich. Denn er hatte ihre Stimme und ihre Hände. Einmal gingen Beide gegen Abend durch die sanfte und festliche Anmuth der italienischen Landschaft. Die Pappeln zu beiden Seiten des Weges wurden zu einer Triumphpforte durch das farbige Weinlaub, das ihre Kronen reicher machte und sie in lässigen Ketten verband. „Das Geheimnis des Lebens," sagte sie, „können wir nicht lösen, weil das Leben zu reich, zu vielfältig, zu unendlich ist." „Wäre es wie Du sagst," antwortete er, „so hätten wir ja Hoffnung, es aus seinem Reichthum heraus zu

verstehen; es ist so grauenhaft einfach für unser alleiniges Erbtheil und das einzige Wunder darin ist unser Schicksal.“ Dann sagten sie Beide, daſs sie dieses Schicksal nicht verstünden. „Der Grund muſs in der Seele sein,“ sagte er. „Nein,“ antwortete sie, „wir gehn durch unser Leben wie durch die Lustgärten fremder Schlösser, von fremden Dienern geführt; wir behalten und lieben die Schönheiten, die sie uns gezeigt haben, aber zu welchen sie uns führen und wie schnell sie uns vorbeiführen, hängt von ihnen ab. Zuerst sind es die Eltern, dann folgen die Andern.“ „Nein,“ sagte er, „ich glaube, das Geheimnis liegt darin: Wir sind allein, wir und unser Leben, und unsere Seele schafft unser Leben, aber unsere Seele ist nicht in uns allein.“ An einem Schauder empfanden Beide, daſs er die Wahrheit gesagt hatte; und Beide fühlten sich verknüpft; aber schmerzlich, dumpf und grundlos, so wie sich jene Thiere verknüpft fühlen müssen, von denen der alte Priester dem Erwin gesprochen hatte, die durch die Künste des Chemikers künstlich aneinander gebunden leben. Noch während er redete, wurde es Abend, und die Teiche, Kanäle und Bäche wurden blaſsrosa, aber die Straſsen, die nach allen Seiten durch die groſse Ebene liefen, wurden ganz weiſs.

Bald darauf gingen sie auseinander; die Fürstin reiste in die Schweiz und der Erwin tiefer in Italien.

Beide sahen ein, daſs sie einander nicht helfen konnten. Etwas müder kehrte die Mutter zu ihren Edelsteinen, ihren kostbaren Stoffen und gestickten Seiden zurück und zu den Schauspielen und zu den Folgen der Länder und den Kunstwerken der Künstler und zum wechselnden Mond und zu den gleichbleibenden Sternen und zum groſsen Aufgang und zum groſsen Untergang der groſsen lebenden, für sie toten Sonne. Alles das liebte jetzt auch er, aber ganz anders wie sie. Das Geheimnis des Lebens hatte sich ihm über alle Dinge und Wesen verbreitet und doch verwirrten sie ihn nicht; sie waren ihm verwandt, er war einer von ihnen, und in jeder Schönheit, die seine Seele genoſs, fühlte sie einen Schritt zur Erkenntnis. Darum sehnte er sich auf der Reise nach der weiteren Reise, nicht nur nach neuen Dingen und neuen Wesen, sondern auch auf das Ineinanderspielen ihres Daseins mit seinem Dasein, auf die Zufälligkeiten, Schmerzen und Enttäuschungen der Reise, denn auch sie waren herrlich für den Jüngling, der das väterliche Erbtheil seiner Seele lang in den Königreichen der Fremde gesucht hatte, und jetzt in unser aller Vaterland kam und durch die Welt zog, um in ihrer Manigfaltigkeit seine Stelle zu finden.

Er reiste das Meer entlang von Salerno bis Venedig. Das Meer war immer anders: manchmal war es schwarz, manchmal golden und lapuslazulifarbig,

manchmal wie junger persischer Flieder, manchmal öde und weiſslich und abends, wenn es im Osten lag, war es lichtrosa und lichtgrau, silbern und lila, aber wenn es im Westen lag, dunkel wie die Flammen. Und an jedem Ort, durch den er kam, sah er die Sonne auf- und untergehn; immer ergriff ihn dann die Unbegreiflichkeit ihrer Farbe; sie war in einem golden und safranfarbig und tief roth und tief blau.

In den Städten sah er auch viele Menschen und sprach mit ihnen und liebte sie.

An manchen Tagen fiel ihm sein ganzes bisheriges Leben ein, aber in seiner Rührung dabei war etwas vom Mitleid, das man mit einem kranken, süſsen, häſslichen Kind hat.

Auf der Heimfahrt blieb er ein paar Tage in Venedig; es war Anfang November, die Morgen waren voll weiſser Nebel und das Leben an ihnen wurde licht und lautlos. Jeden Morgen, wenn er über den Platz ging, begegnete ihm ein Jüngling und ein Mädchen; sie glichen einander und waren vielleicht Geschwister. Bei seiner Abreise erinnerte er sich ihrer und wuſste, daſs sie für ihn bedeutsam waren, und er wäre fast umgekehrt, aber er kannte ihren Namen nicht. In einer kleinen Stadt, nahe von unsrer Grenze hielt er sich noch einen Tag auf; im Museum bewegte ihn seltsam ein Basrelief aus spät-

griechischer Zeit: Mithras-Helios auf einem Stier brachte den Tag; aus den Nüstern des Stiers sprühte die Helle, weil sie ein Knabe mit abgewandtem Antlitz an seiner Fackel entzündete; unten war Volk abgebildet, das über den Tag jubelte.

Am nächsten Morgen sehr früh reiste der Erwin nach Wien. Er war unruhig und fürchtete etwas zu vergessen, und weil es kalt war, trank er hastig durcheinander Thee und Cognac. Und auf einmal fiel ihm jener Abschied vor langer Zeit, vor drei Jahren, in Bruck ein, und der mafslose Reiz seines Freundes, der ihm verloren ging; als er dann auf die Bahn fuhr, wurde es gerade Tag, das Gas brannte noch, aber auf den Häusern lag der frühe Morgen, und sie waren schmerzlich und ewig, wie die Dinge, von denen man sich trennt.

In Wien studirte er ein Jahr hindurch die Wissenschaften. Seine Sehnsucht nach Erkenntnis war nach der Reise stärker geworden. Er war immer allein. Und dennoch bemerkte er, dafs der Wechsel von Morgen und Abend, von Regen und Sonne und der Wechsel der Jahreszeiten die Fülle der Gefühle in ihm zurückliefs, die er von der Unendlichkeit der Schauspiele gewährt glaubte. Da wurde ihm klar, dafs er nicht in der Welt seine Stelle suchen müsse, denn er selber war die Welt, gleich grofs und gleich einzig wie sie, aber er studierte weiter,

denn er hoffte, daſs, wenn er sie erkannt hätte, ihm aus ihrem Bildnis sein Bildnis entgegen schauen würde. Einmal im November regnete es; es war derselbe Regen wie im Frühling, und auch die Luft war dieselbe, und wieder wie im Frühling fühlte er Sehnsucht nach den Erlebnissen, deren Möglichkeit in ihm war. Er schritt lange durch die Straſsen; erst als er durchnäſst war, ging er wieder seinem Hause zu.

Da stieg vor ihm an der Ecke zweier Gassen der Fremde vom Frühling und vom Sommer auf; sein Gesicht war verändert, es war mager, verzerrt und unerbittlich geworden, nur die Bewegungen seines Körpers waren gleich geblieben. Aber jetzt war nicht mehr in ihm die lockende Zweiheit des Lebens, es war nichts mehr in ihm als eine einzige schreckliche Drohung. Und bei seinem Anblick wuſste der Erwin auf einmal wer der Fremde war: Es war sein Feind, der ihn von seiner Geburt an gesucht und ihn in der Trunkenheit des Frühlings gefunden hatte und ihn seitdem verfolgte und hinter ihm herging und ihm immer näher kam und ihn endlich einholen und seine Hand auf ihn legen würde....

Er wollte nicht nach Haus, auch dort konnte der Feind ihn finden; er rannte durch die Gassen und kam erst gegen Morgen heim. In den folgenden Tagen verlieſs ihn die Angst nicht und seine Seele

wurde grauenhaft öde und sie sah nichts mehr vom Leben wie einen furchtbaren Zweikampf mit dem Fremden. Aber das war nicht der Kampf des Lebens, den seine Kindheit erwartete, schön durch das Gefühl des Kampfes, da uns ja doch der Kampf nur den schönen Sieg geben kann oder das noch viel schönere Besiegtsein; bei diesem Zweikampf fühlte er nur die häſsliche, rathlose Furcht vor dem Tod, welcher das Ende des Kampfes ist. Es war die Furcht der Träume, in denen man auf der Straſse zwischen vielen Menschen geht, und auf einmal überfällt uns unser Feind, und wir müssen mit ihm ringen; aber auf beiden Seiten gehn die Menschen weiter, und sie helfen uns nicht, denn unsere Luft, weil wir sie athmen, ist eine andere wie die ihre, und sie hören unser Schreien nicht und sehn uns und unsern Feind nicht und wir müssen allein mit ihm kämpfen.

Am dritten Tag wurde der Erwin krank; als er sich zu Bett gelegt hatte, fiel ihm der Fremde nicht mehr ein; auch die Furcht vor dem Tod war aus seiner Seele geschwunden, und statt ihrer war die alte Sehnsucht nach Erkenntnis darin, aber trocken und quälend, denn noch immer war er vom Leben durch eine andere Luft getrennt. Oft besuchten ihn seine Freunde; auch der Clemens kam, den er lange nicht gesehen hatte; der war Lieutnant geworden.

Aber besonders seine Besuche waren peinlich, denn der Erwin empfand alle Farben seines Reizes, aber nicht mit dem Werth von früher, sondern seltsam gleichgültig, als ginge Clemens ihn nichts an.

Jeden Tag nahm die Dürre seiner Seele zu, und mit ihr wurde die Sehnsucht nach Erkenntnis trockener und quälender; jeden Tag sehnte er sich mehr nach dem Regen, wie er an jenem Abend gewesen war.

Einmal schlief er ein und träumte. Da erschien ihm jemand und er wuſste nicht genau, ob es der Clemens war oder jener Lieutnant, der einst mit ihm nach Bozen fuhr; er litt unter dieser Ungewiſsheit; flehend bat er die Erscheinung, sich zu nennen. Aber sie verschwand. Dann war der Erwin in einer Eisenbahnstation und wartete; da kam unter groſsem Lärm ein Zug in die Halle gefahren, aus dessen Fenstern viele Menschen schauten; sie hatten die Gesichter derer die reisen, ihre Farbe war weiſs und ihre Augen leuchteten, aber unter ihren Augen lag Kohlenstaub. Es waren viele, sehr viele und alle waren unter ihnen, die er gekannt hatte, nur die Frauen nicht, und viele andere, die er nicht kannte. Dann waren sie einander wieder seltsam ähnlich.

Und mit einem Mal riefen ihn alle bei seinem Namen, und er wuſste, daſs auf diesen Ruf die Erkenntnis folgen müsse, und er wurde sehr froh.

Aber mitten in seiner Freude wachte er auf, denn es kam jemand um zu heizen. Während des Tages hatte er das Bewufstsein, auf etwas zu warten, doch weil er starkes Fieber hatte, wufste er nicht genau, ob er auf den Regen wartete, nach dem er sich gesehnt hatte, oder auf den Schlaf, um im Traum zu erkennen.

Aber es regnete nicht, er schlief auch nicht ein.

So starb der Fürst, ohne erkannt zu haben.

DIE JUGENDGEDICHTE



SIE schwieg und sah mit einem Blick mich an,
In dem der Geist den Geist versteht,
Durch den der eignen Seele leises Fühlen
Unendlich rührend uns entgegenweht;

Wie wenn in einer alten Kirche
Die Dämmerung sich langsam neigt
Und trüber Duft von alten Schmerzen
Herb-lächelnd auf uns niedersteigt,

Der Duft der längst verstorbnen Zeiten,
Die leise in die Seele weinen,
An Wänden, welche, endlos fliesend,
Uns Träume jener Fraun erscheinen,

Die uralt welk und zeitenmatt
Um längst entflohne Leiden klagen
Und zitternd in der gelben Hand
Durchgeistigt helle Kerzen tragen,

Indes aus schwülen lila Düften,
Die leis um die Gewölbe beben,
Wie grose, blasse, grüne Perlen
Die Fenster mystisch leuchtend leben,

Und endlos suchend durch die Seele
Ein grofses bleiches Sehnen klingt,
In dem der Traum von Heut' und Morgen
Vereint, verblafst die Brust durchsingt,

Und uns Altar und Crucifix verfliefsen
— Ein Dom den Fieberkranke baun —
Und nur aus einer goldnen weiten Glorie
Zwei rätselhafte Augen in uns schaun.

DER ACHTZEHNJÄHRIGE

Noch liebt' ich nicht, doch in den Morgenträumen
Fühlt' ich ein Kosen, körperlos, doch schwer
Geheimnisvoller, süfser Lichtgestalten. —
Und meine Tage waren müd und leer.

Nur manchmal quoll in mir ein leise reizend Regen,
Wie wenn im Winter vor die Thür wir gehn,
Und plötzlich ungeahnt und lebenstrunken
Verwirrend laue Lüfte uns umwehn.

Oft sehnt' ich mich nach Dingen, die ich nie gekannt,
Um ihnen meine Zärtlichkeit zu geben,
Nach fremden Ländern, längst vergangnen Zeiten,
Nach Sünden, Qualen, Leiden, . . nach dem Leben . . .

Und dies verträumte, unverstandne Leben
Es trug den Dust, verschwommen mild und licht,
Der Jünglinge, die noch kein Weib umfiengen,
. . . .
Noch liebt' ich nicht.

EINE LOCKE

Sie hat die müde süſse Farbe
Vom Gold, das seinen Glanz verloren,
Das in dem milden Grau der Asche
Zu neuem Leben ward geboren.

Die Farbe die so wunderbar
Im Aug die andern Sinne bindet,
Weil es die Weiche und den Duft
Im abgeblaſsten Schimmer findet.

Mir ist als ob ihr ganzer körperloser Reiz
Aus dieser Locke mir entgegenlachte,
Und dann – die unbegrenzte Traurigkeit
Der Nächte die ich einsam keusch durchwachte.

KLAGE DER VERFOLGTEN LIEBENDEN

Mein Herz, was hast du denn gethan?
Du sahst ihn viel zu lange an,
Drum wirst mit Steinen du beworfen.
Mein Herz, was hast du denn gethan?

Die Schwestern quälen und verhöhnen
Die Seele, die den Eros sich ersehn,
Den Traum-verlorenen, den wunderschönen,
Ob einer Liebe, die sie nicht verstehn.

Du sahst ihn viel zu lange an,
Drum wirst mit Steinen du beworfen.
Mein Herz, was hast du denn gethan?
Du sahst ihn viel zu lange an.

KÜSSE

Die schwülen Küsse der verkauften Fraun
Verfliegen schnell, wenn sie auch schmerzlich brennen,
Weil ja die Dirnen unser vages, süſses, mitleidvolles Graun,
Mit welchem wir sie lieben, nie erkennen . . .

Ich weiſs von Küssen, deren milder Schein
Verscheucht der Seele zeitenkrankes Trauern,
Die nachts wie längst durchliebte Träumerein
Langsam die blasse müde Stirn durchschauern:

Wie wenn des Mondes zitternd süſser Strahl
Opalnen Hauchs den weichen Silberschnee begieſst –
Der lichte duftige Lärchen im umeisten Thal
So reich und königlich und monoton umflieſst . . .

DANN sieht die Seele, daſs sie nur ihr eignes Träumen fand
In diesen langen Blicken, diesen süſsen Haaren!
Ihr ist das Gestern so wie eine Frau im Festgewand
Dem dumpfen Volk, durch das sie in der Dämmerung gefahren.

Noch Reizen bebend, die wir morgen nicht verstehn,
Erkennen wir, daſs wir sie selbst gegeben,
Und reich und königlich und wunderschön
Blickt uns die eigne Seele an, die Inhalt lieh dem Leben.

So seltsam schön wie Wasserlachen blinken,
Die dunkle Wolken fieberhaft umglühn,
Lang nach der Wintersonne schmerzlichem Versinken
Auf einer weiten kahlen Ebne fahl gewordnem Grün.

DER Feste Süſsigkeit wenn sie zu Ende gehn
Wollt ich dem Welken unsrer Liebe geben —
Doch haben wir ihr Welken nicht gesehn,
Es schien nur welk das ungelebte Leben,

Das uns in unsren Träumen sonst gequält,
Mit Leiden lockend, die wir nie erfahren,
Und deren ferne Hoheit uns mit ihrem Duft beseelt —
Der Blumen Duft, die einstmals Wunden waren.

Das Leben schien den Straſsen gleich zu sein,
Durch die des Abends fiebernd wir gegangen,
Aus deren körperlosen Häuserreihn
Geheimnisvoll der Seele Träume klangen;

Vor denen wir des Mittags wieder stehn
Da ihr beseelter Reiz verblichen
Und wir sie grell gemein und nüchtern sehn, —
Weil unsrer Nächte Trunkenheit von uns gewichen.

WIR waren königlich in unsrer Liebe
Nicht wahr, wie bloſs die Weisen und die Thoren?
Wir kargten nicht mit unsern letzten Stunden,
Wenn wir auch wuſsten, daſs wir uns verloren.

Der Freuden leichter Hochmuth lag in uns,
Die kampflos lächelnd unterliegen
Und die im Tod den Mörder wie der süſse Hyacinth,
Weil sie ihn nicht gesehn, besiegen . . .

Wir waren schön gleich jenen Liebespaaren,
Die in den Vorstadtgärten wir gewahren,
Und die ihr letztes Gold verkaufen müssen
Um dann die Nacht zu jauchzen und zu küssen.

Schön wie die Könige, die durch die Sagen wallen,
Von einer Frau verrathen und entmannt,
Die auf den Bettelstab gestützt ein traumhaft Lächeln
Nur schenken ihrem einst beseſsnen Land . . .

DER FRÜHESTE MORGEN

Der Mond erblafst, ein leichter Wind hebt an,
Müd wird das Licht der Sterne,
Am feuchten Boden irrt das trübe Licht
Von einer Gaslaterne.

Dort wo der Staub und Schmutz der Nacht
Und ihr unendlich süfses Weinen,
Und ihre Reize namenlos
Vergessen schon zu sterben scheinen . . .

Die Häuser aber blicken auf die welke Pracht
So wie auf Schmerzen, die man nicht begreift,
Sie haben die erstorbne Nacht
Wie einen schweren Mantel abgestreift,

Indefs sie grofs und leise lächelnd
Ins kühle Morgenlicht sich dehnen . . .
So wacht man auf der Reise auf, im fremden Land,
Mit Neugier, Hoffnung, und ein wenig Sehnen,

Und plötzlich fällt die letzte Nacht uns ein,
Sie scheint so weit, da wir beisammen waren,
Die ganze Süfse ihres Lächelns,
Und dann . . . der Duft von jenen Haaren!

ICH denke derer, die wir einstmals kannten,
Mit lichten Augen und mit lichten Haaren,
Da mit der Sehnsucht wir von sechzehn Jahren
Der Seelen gleiches Zittern Liebe nannten, –

Die sich von uns zu einem Weibe wandten,
Bis sie des Daseins Niedrigkeit erfahren
Und wir sie wiedersehen und das Mal gewahren,
Das in ihr Leben jene Lippen brannten.

Wie den Gardenien du, die im Gewühle
Von einem Feste an der Brust dir lagen,
Nach Haus gekehrt gespendet feuchte Kühle:

Sie duften noch, du kannst sie nochmals tragen,
Doch wird der Blätter leises Gelb die Schwüle
Von einer viel zu langen Nacht dir sagen.

VORFRÜHLING

Ich gleiche dem, der krank den Winter lag
Und dann mit heifsem Aug und gelben Wangen
An einem drückend lauen Frühlingstag
Mit schwankem Schritte in die Stadt gegangen.

Er ist so fremd in diesem Lärm um ihn,
Blickt auf die Fraun, die ihm vorbeigezogen
So sehnsuchtsvoll, wie man nach Wesen blickt
— Was sind sie uns? — die uns im Traum umwogen.

Und wie im Traume fühlt er Schleier dumpf
Und üppig um die müden Glieder weben,
Wie einer fremden Blume Duft
Riecht er das sonst gekannte Leben.

. . . .

Warum nicht mehr die Märchenblumen blühn
Und Könige heilen, die an Sünden siechen,
Da doch die alten Leiden in uns glühn?
. . . .
Er kauft sich Veilchen, welche noch nicht riechen!

ICH bin ein Königskind, in meinen seidnen Haaren
Weht Duft vom Chrysam, das ich nie empfangen.
Es halten meine bösen Diener mich gefangen
Und auch mein Reiz wich müd den langen Jahren.

Nicht er allein; ich habe ihre Macht erfahren;
Im Leben das sie mich zu leben zwangen
Ist alle meine Hoheit hingegangen,
Ich ward so niedrig wie sie niedrig waren.

Sie haben mir den Purpur abgenommen.
Starr blickt mein Aug nach totem Glück ins Ferne:
Wo sind mir meine goldnen Locken hingekommen?

Ich kann nicht schlafen. Quälend sind die Sterne.
Oft nahen tückisch mir im Schlaf die Wächter —
Ich kann nicht schlafen und ich schliefe gerne!

NACHLÄSSIG starb, zu langsam starb die Nacht,
Indefs die Fenster grofs und weifs ins Zimmer sangen.
Wir waren Kinder und wir sind zu früh erwacht . . .
Es war ein Feiertag und alle Glocken klangen,

Und in dem Augenblick da uns der Traum entwich,
Da fühlten wir durch unsre Seele beben
Der Freuden Schatten, die das Fest versprach
Und schön und ungewifs, wie eine Frau im Traum:
das Leben.

So sahen es die Götter des Homer,
Wenn auf dem goldnen Lager sie erwachten,
An ihrer Tage schimmernd Perlenband
Und des Geniefsens Ewigkeiten dachten,

An all die Schlachten, drin ihr Ruf gedröhnt,
An stille Knaben, trunkner Frauen Lieder.
Die Sonne steigt — der bleiche Himmel tönt,
Nach Salbe duften ihre leichten Glieder.
. . . .

Warum — da unsre Seele lang erkannt,
Dafs sie allein dem Dasein Reiz gegeben —
Bei jedem Tag, den einst wir Fest genannt,
Nach Unbekanntem sehnsuchtsvoll wir beben?

BRUCHSTÜCKE AUS UNVOLLENDETEN GEDICHTEN

AM CHARFREITAG I

Es kommt wohl vor, daſs man auf Österreichs Wegen
Die Juden höhnte, ja sie auch geschlagen,
Weil ihre Augen Sehnsucht nach dem Heiland,
Doch ihre Lippen viele Zweifel tragen.

Das ist nicht gut, o wolle denen, Herr,
Die stolz als Fremde in Europa leben
Des Geistes groſsen Glanz und Macht und Ruhm
Und ihren Lenden Jakobs Stärke geben,

Doch ihren Seelen gib das milde Licht
Das von Dem kommt, der einst am Kreuz gehangen
* * * * * * *
* * * * * * *

* * * * * * *
* * * * * * *
Erbarm dich auch, o Herr * * *
Der Gaukler, Träumer, der verdorbnen Kinder,

Und allen denen welche soviel gehn
Des Tags, des Nachts, auf Österreichs vielen Wegen,
Nimm ihnen ihre groſse Müdigkeit
Wenn sie zum Schlaf sich endlich niederlegen.

AM CHARFREITAG II

Mein Vaterland, mein Österreich,
Noch immerdar auf allen meinen Wegen?
Bist du nicht jenen Frauen gleich,
Die zögernd sich zum Schlafen legen
Und doppelt schön, weil müd und bleich,
Die Seele seltsam uns bewegen?

INHALT



Druck von W. Drugulin in Leipzig



